



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rückert, H.: Deutsch-Französische Wechselwirkungen von 1815 bis heute.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Seitdem Japan (1853) durch die Nordamerikaner genöthigt wurde, aus seiner Isolirung herauszutreten, haben die Japanesen sich mit europäischen Schriften in bedeutendem Umfange vertraut gemacht. 1869 wurde von dem Engländer Bailey die erste japanesische Zeitung „Alle Länder Neuigkeitspapier“ in Yokohama gegründet, und Wuttke's Ausspruch: „daß, ehe ein Jahrhundert abläuft, Japan innerhalb der allgemeinen Geistesbewegung stehen werde“, erscheint bei dem fieberhaften Drange der Japaner nach europäischer Bildung nicht unbegründet.

Gerade hierin zeigt sich der mächtige Einfluß des Schriftthums am deutlichsten; er durchbricht die starre Abgeschlossenheit der asiatischen, seit Jahrhunderten stereotyp gebliebenen Bildung; mit der Zunahme und Verbreitung europäischen Schriftthums zieht auch in jene Länder der Hauch einer höheren Kultur ein, und mit den alten unvollkommenen Schriftbildern werden allmählig auch die Hindernisse weggeräumt, denen der intellectuelle Fortschritt der chinesischen Völkergruppe bisher unterlag. Und das Schriftthum ist es, dem die Menschheit in erster Reihe die Gemeinsamkeit der Kulturbestrebungen verdankt.

G. Tybusch.

## Deutsch-Französische Wechselwirkungen von 1815 bis heute.\*)

Wir Deutschen besitzen unter einer ansehnlichen Reihe origineller Eigenschaften auch eine, die unsere Nachbarn, überhaupt alle andern Völker der Welt, sie mögen zur kaukasischen, mongolischen, malayischen oder irgend welcher andern Klasse gehören, am allerwenigsten begreifen: Wir fürchten uns vor nichts so sehr, wie vor einem etwaigen Uebermaß in der Anerkennung unserer Tugenden und Vorzüge. Nicht als ob wir uns nicht gerne loben hörten: bei allen unsern Seltsamkeiten und Schrullen sind wir denn doch Menschen genug, um es uns nicht bloß gefallen, sondern recht wohl thun zu lassen. Nur muß der, der uns lobt, ein Fremder sein. Das Sprichwort, welches dem Eigenlob die fatalste Eigenschaft nachsagt, die sich kaum in anständiger Gesellschaft deutlich bezeichnen läßt, ist zwar nicht auf die deutsche Sprache allein beschränkt, sondern universell oder kosmopolitisch wie die meisten seiner Ge-

\*) Ueber die französische Geistesbewegung im neunzehnten Jahrhundert von Fr. Kreyßig. Berlin. Nikolai'sche Verlagsb. 1873.

Schwister, aber nur in Deutschland wird es recht verstanden und ehrlich gehandhabt. Nichts klingt uns bedenklicher, ärgerlicher, anmaßlicher als ein Hymnus auf die Gesammtheit der deutschen Tugenden, oder auf eine aus ihrem Kranze, wenn er deutsche Worte zu deutscher Melodie hat. Am liebsten hören wir ihn englisch oder französisch, begnügen uns aber auch mit spanisch, italienisch, russisch oder irgend welcher anderen Zunge, wenn wir ihn nur haben könnten. Aber freilich blüht uns selten genug ein solches Glück. Bei allen Völkern der Erde von den autochthonen thierähnlichen Päscharähs an, bis zu der raffinirten Spitze der Menschheit, den großen Kulturenationen der Jetztzeit ist unser Name mit einem wahren Gebirge oder einer wahren Sündfluth von Haß beladen — je nachdem das trockne oder feuchte Bild mehr anmuthet, geben wir die Wahl frei. Diese Thatsache ist die einzige absolut unantastbare Errungenschaft unserer nationalen Großthaten von 1870 und wenn sie auch nicht allein von diesem jüngsten Datum stammt, so ist sie doch damals erst uns so recht zum Bewußtsein gekommen. Wir pflegten uns nämlich der gutmüthigen Vorstellung hinzugeben, daß die unleugbar über den ganzen Erdball verbreitete Abneigung gegen uns bloß auf einem leicht begreiflichen Mißverständniß der anderen beruhe, und dies wieder eigentlich auf unseren eigenen Fehlern und Versäumnissen. Wenn die Leute draußen erst gesehen haben würden, was wir zu leisten im Stande wären, falls wir nur könnten wie wir wollten, dann müßten sie uns auch lieben und bewundern. Der Schluß war echt deutsch und macht unserem Herzen alle Ehre, ist nur leider grundfalsch. Sind wir auch momentan in der glücklichsten Lage das Oderint dum metuant einmal auf uns anwenden zu können, was sonst immer nur gegen uns ausgespielt wurde, so thut es doch unserm Gemüthe wehe. Schließlich erhebt auch der Verstand seine Bedenken und fragt, ob denn unsere Zukunft immer so fort wie in den letzten Jahren von der Sonne des Glücks bestrahlt oder durch die rechtzeitige Hülfe staatsmännischer und soldatischer *Dii ex machina* vor allen Gefahren gesichert sei. Wenn wir gezwungen wären bloß auf unseren eigenen gewöhnlichen Füßen zu stehen, der mächtigen Stütze beraubt, der wir unsere Sicherheit um so ausschließlicher verdanken, je weniger unsere Eigenliebe es uns gestehen lassen will, würde es uns doch sehr ungemüthlich vorkommen, wenn uns die ganze Meute unserer grimmigen Feinde überfielen. Wir getrauen uns auch ein ander mal, aber immer unter der Voraussetzung, daß es so käme wie 1870 oder schon 1866, nämlich daß wir unter solchen Führern wie damals in den Kampf gingen, mit den Franzosen, mit den Dänen, allensfalls auch mit den Russen, wenn diese selbst so wollen, fertig zu werden, oder auch mit ihren schwarzen und rothen Verbündeten innerhalb unserer eigenen Marken. Aber wenn von allen Ecken und Enden her wüthende Schaaren auf uns eindringen, würde es uns doch wohl

etwas bänglich zu Muth werden, wenn wir nirgends auch nur einen freundschaftlichen Händedruck oder auch nur ein herzliches Wort der Theilnahme zu gewärtigen haben, überall nur geballte Fäuste und rauhes Gekreische. Der moralische Muth, mit dem wir 1870 ins Feld zogen, stammte zum Theil aus jener, wie es sich so bald zeigte, unrichtigen Einbildung, daß die Sympathien der ganzen Welt mit uns zögen, weil wir unschuldig wären. Für eine künftige ähnliche Situation wissen wir es besser und dieses Wissen trägt nicht dazu bei, ihn zu heben.

Wer also will, mag es sich immerhin so zurechtlegen, daß unser mitunter etwas bedenkliches Haschen nach jedem Wörtchen der Anerkennung und Belobigung aus fremdem Munde eigentlich nur ein Rechenexempel des politischen Verstandes sei. Ein Kenner der deutschen Geschichte und Volksart wird sich mit dieser bequemsten und gemüthlichsten Erklärung nicht abspesen lassen. Er wird mit unserer Empfänglichkeit für fremdes und Empfindlichkeit gegen eigenes Lob eine andere notorische und angekommene Eigenthümlichkeit nicht bloß eines sondern aller Stämme der Germanen zusammenbringen: unsere vielgerühmte und vielgeschmähte Unparteilichkeit oder Gerechtigkeit in der Anerkennung jedes fremden Verdienstes und in der Würdigung jeder fremden Individualität. Darüber ist schwer etwas Neues zu sagen und hier am allerwenigsten der Ort dazu; es könnte vielleicht sogar scheinen, als wenn auch die vorstehenden Gedankenreihen nicht streng zu dem Gegenstand gehörten oder zu dem Buche, zu dessen erläuterndem Verständnisse sie doch gemeint sind, aber sie gehören doch dazu. Denn auch in ihm berührt uns jener specifisch deutsche Zug, den wir schon genugsam gezeichnet haben. Auch seinem Verfasser erscheint es als eine ebenso von dem Gewissen wie von dem Verstande gebotene Aufgabe in einem ganz bestimmten Falle das nach seinem Bedünken etwas in die Irre gerathene Urtheil seiner Landsleute über eine fremde Nationalität, über die Franzosen von gestern und heute, zu berichtigen. Er weist mit Genugthuung zurück auf frühere Versuche gleicher Tendenz, die er nicht lange nach dem Abschluß des Friedens in einer Reihe öffentlicher Vorträge, wie es scheint mit Erfolg aufgenommen. Die Frage liegt nahe genug: welcher Franzose hat damals etwas ähnliches auf seiner Seite gewagt, denn ein Wagniß auf Leben und Tod wäre es für ihn gewesen, was für den Deutschen keines war. Und warum hat es kein Franzose gewagt? an Muth fehlt es ihnen ja bekanntlich nicht. Doch sollen uns diese unbeantworteten Fragen nicht stören in unserer eigenen wieder echt deutschen Anerkennung des Zieles und der Wege zum Ziel. Auch wir sind der Meinung, daß es vergeblich wäre, wollten wir warten, bis unsere westlichen Nachbarn anfangen aus ihren Wuthparoxysmen zu einiger Besinnung zurückzukehren. Wir müssen mit gutem Beispiel vorangehen, selbst auf die Gefahr, daß uns Niemand von der anderen Seite

folgt, und wir können es um so leichter, als wir eigentlich nur einige grobe und gereizte Redensarten zu vermeiden haben, die uns beinahe *contre coeur* in der unmittelbaren Hitze des Kampfes entschlüpfen sind. Denn die Hand aufs Herz, selbst als die hogenlangen Todtenlisten uns täglich die Kunde von neuen unerseßlichen Verlusten an dem besten Theile unserer nationalen Kräfte brachten, haben wir wohl mit den zerschmetterten Eltern, Kindern und Geliebten getrauert, aber ein nachhaltiger Haß gegen die alleinigen, sonnenklaren Veranlasser dieser allgemeinen Trauer ist doch nicht in unserer Seele aufgewachsen. Worte des Hasses sind genug gefallen, aber es sind eben nur Worte gewesen und im Grunde waren wir immer bereit mit Thränen wehmüthiger Nührung im Auge die Hand zur Versöhnung zu bieten, hätte man sie nur nehmen wollen. Wir reden nicht von unseren heimlichen Franzosenfreunden, die keineswegs bloß im welfischen, ultramontanen oder demokratisch-radikalen Lager zu finden gewesen wären, wenn man sie hätte suchen wollen. Wir reden von den aufrichtigen und wohlgesinnten Patrioten, die mit ihrem ganzen Herzen bei unserem Heer und bei der großen Sache, die es verfocht, von Anfang bis zu Ende in unerschütterlicher Treue standen. Solchen Leuten ist nach dem Siege leicht Mäßigung gepredigt, denn sie haben sie schon vor und während des Sieges in einem Umfange befaßt, daß sie eben nur in Unbetracht der unverthilgbaren Gemüthseigenschaften der deutschen Rasse noch als eine Cardinaltugend gerechnet werden mag: in der Mitte jedes anderen Volkes in einer solchen tödtlich gespannten Situation würde der Name einer Tugend für eine solche Stimmung der Seele nicht wohl mehr berechtigt gewesen sein, wenn sie überhaupt anderswo möglich gedacht werden könnte.

Da wir für unsere Person von der bekannten Gewohnheit unserer Landsleute ziemlich frei sind, wonach ihnen, wieder umgekehrt wie allen andern Menschenkindern, der Rock näher als die Haut zu sein pflegt, haben wir während des Krieges und nach dem Kriege die Vibrationen und Zuckungen des exaltirten Gallischen Nationalbewußtseins mit viel geringerer Theilnahme verfolgt, als die Schwingungen in unserer eigenen Volksseele. Gar viel und viel Merkwürdiges ließ sich da auch von der stillen Studirstube oder auf den Straßen und Plätzen der alltäglichen Heimat beobachten, was wenige der Mühe werth gefunden haben zu beachten, niemand es aufzuzeichnen. War es auch nicht immer erfreulich, so war es doch echt deutsch. Das merkwürdigste darunter war vielleicht, was sich am schwersten in Worte fassen läßt: die eigentliche Grundstimmung des öffentlichen Geistes während der blutigsten und erschütterndsten Katastrophen des Kampfes, wenn man sie mit der zur Zeit unserer Väter in den Freiheitskriegen verglich. Damals war eine warme und positive religiöse Weihe über das ganze Volk gelagert, von welcher die damals auf protestantischer Seite allerdings noch so viel kräftigeren Traditionen der kirch-

lichen Religiosität doch keineswegs die Ursache waren. Sie stammte als ein selbstwüchsiges Erzeugniß aus der innersten Tiefe des deutschen Gemüthes: es war eine Herzensfrömmigkeit, die sich ebenso gut mit dem Glauben an Wodan, wie mit dem an Christus vertragen hätte, aber sie war thatkräftig, opferfreudig und hoffnungsficher. So unermeslich groß der Abstand an Kräften zwischen dem französischen Weltdespoten und dem armen zertretenen preußischen Volke, oder dem, was man damals noch deutsches Volk nennen konnte, für die Rechnung des gemeinen Verstandes erschien, so unerschütterlich fest wurzelte der Glaube in Aller Herzen, daß es sich in diesem Kampfe nicht um ein Rechenexempel der Statistik, sondern um einen Kampf zweier Mächte handele, von denen jede aus einer ganz andern Sphäre stammte und aus andern Stoffen sich zusammensetzte. Es wird wenig Menschen im damaligen Deutschland gegeben haben, die etwas von Ormuzd und Aheiman gehört hatten, aber es war der ewige Kampf zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Wahrheit und Lüge, Freiheit und Knechtung, Idealität und grober Materialität, wie er sich in jener persischen Religionsymbolik eine so naive und drastische Bildlichkeit geschaffen hat, und in dem sich jeder Deutsche als ein geweihter Fahrenträger des guten Gottes fühlte. Der konnte und durfte nicht unterliegen und Lügen und Bauzen sind freilich tactische und strategische Niederlagen des deutschen Heeres geworden, aber keiner der Mitkämpfer, keiner aus dem Volke hat sie als solche gelten lassen. Und wären noch zehn andere gefolgt, schließlich hätte doch immer ein Leipzig kommen müssen. —

Es wäre ungerecht, wollte man der Stimmung von 1870 eine gewisse ideale Tinctur ganz absprechen, nur religiös geweiht, wie 1813, war sie keinesfalls, man müßte denn den Begriff religiös und Religion in jener bequemen Dehnbarkeit brauchen, wie es Strauß im Alten und Neuen Glauben thut. Bekanntlich antwortet er da auf die Gewissensfrage: haben wir, d. h. er und die so die Welt anschauen, wie er, noch Religion? mit „Ja und Nein, je nachdem“; das, was ihm als Religion noch übrig bleibt, ist eine so dünne Flüssigkeit von so kühler Temperatur, daß nicht jeder Gaumen und jeder Magen zu ihrem Genuße gestimmt sein möchte. Oder, wenn man es nicht übel deuten will, es war 1870 etwas von der Substanz des echten Islam, der natürlichen Religion des Orients, auch in unserm Volksgeiste, der doch sonst die Mitte des Occidentalischen Geistes darstellen soll, aber auch der Islam nur in verdünnter und destillirter Qualität. Islam heißt bekanntlich die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes, das Bekenntniß, daß die menschliche Kraft und die menschliche Intelligenz ein Nichts, ein Schatten gegen die alleinige Fülle der Persönlichkeit Gottes sei. Es ist nicht das Schicksal der Alten, was die Welt mechanisch beherrscht und die Menschen als seine Werkzeuge verwendet, sondern eine freie, lebendige, an sich uner-

gründliche und unberechenbare Potenz des Willens, die durchaus als Persönlichkeit und Individualität ganz nach dem Schema der menschlichen, soweit sie dem Menschengenosse selbst durchsichtig ist, construirt gedacht wird. Diese eine wahre Person ist der wahre Gott und was er mit und durch den Menschen thut, ist sein Werk; der Mensch also, wenn auch absolut nichts im Vergleich mit seinem Herrn, doch durch seinen Herrn befähigt oder berufen zu dem höchsten Schwung der materiellen und geistigen Leistungsfähigkeit. So kommt denn das Element der Begeisterung, der idealsten Erhebung doch wieder in die Menschenbrust hinein, und das ist es, wodurch sich unser Israel von 1870 von dem wahren unterschied. Denn wir gingen in den Krieg, weil wir mußten, nicht bloß in dem mechanischen Sinne, weil er uns von Napoleon und den Franzosen aufgezwungen war und wir ihn selbst, obgleich wir alle wußten, daß wir ihm nicht entrinnen konnten, doch noch so gern ein Jahr, oder ein paar Jahre, oder zehn oder gar hundert hinausgeschoben hätten. Wir empfanden, daß jetzt die weltgeschichtliche Stunde geschlagen habe, wo es kein Entrinnen mehr gab, wo das Schicksal, eine Macht, intelligenter und stärker als aller menschliche Wiß und Kraft, es nun einmal so wollte. Wir waren nicht muthlos, aber auch nicht muthig, nicht gehoben, aber auch nicht gedrückt, es war uns nicht wehe, aber auch nicht wohl; man möchte sagen, es war die Stimmung, welche der Kantische Kategorische Imperativ als die normale des Rechtthuns erheischt. Was dann weiter geschah, die ersten Erfolge unserer Heere, könnte überraschend genannt werden und wirkte auch in der That mit der Gewalt elektrischer Schläge. Eigentlich hätte es Niemand überraschen sollen, der das Jahr 1866 mit Verstand durchlebt und nur einige Begriffe von dem besaß, was Gesundheit und Fäulniß, Wahrheit und Schein, Intelligenz und Verblendung, wenn sie als reale Mächte in der Action aufeinanderstoßen, als nothwendige Erfolge geben. Wie die Volkssage Moltke bei Empfang der Kriegserklärung seinen fertigen und etikettirten Feldzugsplan aus dem Schubfach seines Pultes herausnehmen läßt, so hätte auch der politische und militärische Conjecturalist oder Combinator, deren es doch so viele und so geistvolle bei uns giebt, wissen müssen, daß es vom ersten Kanonenschuß bis zum letzten gar nicht anders kommen konnte, als es gekommen ist. Aber die Gewalt des Augenblicks hielt doch alle Gemüther in athemloser Befangenheit, und gerade darin lag ja eben der Hauptunterschied von 1813. Damals wußte man, daß man siegen werde, weil der Glaube, der nicht trügen kann, es dem Gemüth offenbart hatte; jetzt hätte der Verstand es ausrechnen können, daß und warum man siegen werde, aber auf den Verstand läßt sich kein Glaube bauen und daher fürchtete man zwar nicht, aber man hangte doch, und erst, als der ungläubige Thomas die Finger in die Wundmale von Weiszenburg und Wörth hatte legen dürfen, da fing er

an, seiner Sache sicher zu werden, aber freilich immer nur so lange, als der Glanz der Siegesherrlichkeit ungetrübt fortstrahlte, oder sich immer wieder von neuem entzündete. Bei dem geringsten Wolkenschatten schlug wieder jene resignirte Stimmung durch, die am Tage der Kriegserklärung bis zu den ersten Siegesdepeschen den Fremden, soweit sie damals noch irgend eine Art von Sympathie für uns aufzubringen vermochten, so wunderbar auffiel und von ihnen meist viel höher, als sie es verdiente, geschätzt wurde. Eine Niederlage, oder auch nur ein kleines Mißgeschick, hätte sofort die trübste Jammereligkeit und Hoffnungslosigkeit erzeugt, denn es wäre eine seltsame Selbsttäuschung über die deutsche Art von heute oder von 1870, wenn man von ihr erwarten sollte, daß sie ein Lügen und Bauken auch nur gefaßt ertragen, geschweige denn als kräftigere Impulse des ganzen idealen Pathos der Seele hätte verwerthen können.

Warum aber alle diese Reflexionen, die doch weit ab von dem einen Punkte zu liegen scheinen, auf welchen unser Auge und das unserer Leser gerichtet sein soll? Beschäftigen wir uns hier denn nicht mit einem Ausschnitt aus der Naturgeschichte des französischen Geistes, und von den Franzosen ist bisher kaum ein Wort gefallen. Aber wer uns folgen wollte und noch will, mag vielleicht unsere Zeichnung deutscher Stimmungen und Seelenzustände in einer gewaltigen internationalen Krisis als die lehrreiche Folie jener französischen Geistesrevolutionen nicht bloß während des Krieges, sondern seit dem Sturze des ersten Napoleon bis heute, verwerthen. Denn auf dem engen Raume der citirten Schrift Kreyßig's ist wirklich diese große Aufgabe nicht bloß projectirt, sondern auch gelöst, soweit man von einer Lösung reden darf. Gewiß war es einem geistvollen und formgewandten Darsteller hier leichter als bei mancher ähnlichen Aufgabe gemacht, denn mögen auch nur wenige Berufene in Deutschland allen Schwingungen der französischen Geistesbewegung während der letzten 60 Jahre im Einzelnen nachzufolgen befähigt sein, so sind wir andern alle, gebildete und ungebildete, geistreiche und beschränkte, weil wir Deutsche sind, unwillkürlich von dem tonangebenden Einfluß jener französischen Gestaltungskraft beherrscht und dadurch zu ihrem Verständniß disponirt.

Es bedarf ja nur eines bescheidenen Theiles deutscher Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe, um zuzugestehn, daß unser eignes Geistesleben seit 1815 bis heute von der Uebermacht französischen Geistes völlig beherrscht, beinahe erdrückt worden ist. Vielleicht zu keiner andern Zeit der bis vor die Anfänge der Geschichte zurückreichenden deutsch-französischen oder gallischen Wechselwirkungen ist die Ueberlegenheit des französischen Wesens so tief und fein in die innersten Gefäße und Adern unseres ganzen Volksthums eingedrungen, wie in dieser Periode, deren abschließende Resultate noch unabsehbar sind. Denn zur Zeit Ludwig's XIV. und XV. sind es doch nur die Gebildeten der

Nation, die Höfe, der Adel, die Honoratioren und auch sie nur theilweise, die sich der fremden Geistes Herrschaft fügen: die breite Masse des Volkes bleibt davon unberührt und von ihr aus fließt doch immer ein reichlicher Quell leiblicher und geistiger Erneuerung in die fremdartig metamorphosirten Schichten der oben darüber gelagerten Minorität. Aber seit 1815 steht es ganz anders: die ideale Erhebung der Freiheitskriege schoß auf literarischem, künstlerischem und socialem Gebiete über ihr Ziel hinaus, indem sie sich vorsetzte, den alten wälschen Sauerteig aus Deutschland ganz auszufegen, statt ihn nur recht zu vertheilen und dadurch ein leidlich schmackhaftes und leidlich gesundes Gemengsel herzustellen. Es war ein wunderliches Unterfangen, das unserer Deutschthümer und Franzosenfresser von damals, aber den Hohn und Spott, die man bis heute in vollen Schalen darüber auszugießen pflegt, hat es nur darum verdient, weil es von und für Deutsche gewagt wurde. Nirgends in der Welt war es weniger angebracht als bei uns und am allerwenigsten gerade in der Haupttrichtung, die es haben sollte in seinem Kampfe gegen das Franzosenthum. Unsere deutschen Don Quixote's haben von den Flügeln der gallischen Windmühle mit Recht so fürchterliche Ohrfeigen empfangen, daß der bei uns sonst so stark entwickelte Trieb irgend eine beliebige falsche Fährte bis zum äußersten Ende mit gefinnungstüchtiger Hartköpfigkeit auszutreten, in diesem Falle sehr bald und fast spurlos erlosch. Denn die schüchternen Stimmen, die sich während des letzten Krieges gegen den Frack der deutschen Männer und die Coupés der deutschen Schönen hervorwagten, haben nur während der Blokade unserer Mode-Hauptstadt Paris einigen Eindruck gemacht, weil damals der Verkehr mit den an der Spitze der Civilisation marschirenden Schneidern und Putzmacherinnen auf einige Monate leider fast ganz abgeschnitten wurde. Jetzt spöttelt man nicht einmal mehr darüber, sondern schätzt sich glücklich, wenn es der Patriotismus der Franzosen ihnen gestattet, uns wieder in alter Weise auf eine annähernde Höhe menschlicher Kultur zu erheben und unsere deutschen Thaler als eine vorläufige Abschlagszahlung auf die von uns angeblich fortgeschleppten Pendulen und Silberservice anzunehmen.

Wie wir uns heute gewöhnt haben, wieder in Folge unserer auswärtigen Geistesbildung, die Zustände der Wirklichkeit oder die Macht der Thatsachen als ein blindes Fatum oder eine eiserne Nothwendigkeit zu betrachten, sollte es uns hier nicht in den Sinn kommen, die Frage zu erörtern, ob es heilsamer für uns gewesen wäre, wenn wir uns seit 1815 nicht unter der Allmacht des französischen Geistes befunden hätten. Wir meinen nicht, daß wir auf unsern eigenen Füßen hätten stehen lernen sollen, das wäre eine Zumuthung an unsern deutschen Volksgeist, die er im Hinblick auf seine Vergangenheit, mit Entrüstung zurückweisen würde, aber wir fragen im Stillen,

ob es nicht in vieler Beziehung vortheilhafter gewesen wäre, wenn wir irgend wo anders, im Nothfall bei den Chinesen oder Japanesen hätten in die Schule gehen können, da wir denn doch einmal kraft unseres brennenden Durstes nach Bildung und Unterricht, irgend wo in die Schule gehen und irgend wen als unsern unfehlbaren Lehrmeister verehren müssen. Denn was uns Frankreich seit 1815 gelehrt hat, mag wol denen, die den jedesmaligen Coursus mit der bei uns dafür pflichtmäßig gebotenen Begeisterung durchgemacht haben, werthvoll dünken, schade nur, daß immer jede spätere Generation von Schülern zu der Einsicht gelangte, die bisherige Methode und der bisherige Lernstoff sei, wie man zu sagen pflegt, nicht einen Schuß Pulver werth. Besäßen wir jene erstaunliche Beweglichkeit und Geschmeidigkeit des Geistes, die unsere Lehrmeister an der Seine als ihr Erbtheil von der Natur oder den alten Galliern bekommen haben, so würde der Schade nicht so groß sein. Aber bei uns, wo Wahrheit und Irrthum centnerschwer auf der Skala des Einzelnen lastet und es selten einem gelingt, durch eine rasche Schwenkung aus einer schulmäßigen Position in die andere zu gelangen, ohne dabei auf die Nase zu fallen, ist die Wirkung eine andere. Alle die verschiedenen Systeme und Dogmen, die wir so nach einander von Paris her importirt haben und die bei uns alle noch als Radenhüter neben einander aufgestapelt liegen, nicht wie am Orte ihres Ursprungs im rechten Moment als alberner Ballast ins Meer geworfen worden sind, müssen eine Confusion der Geister und eine Verschwerung der Glieder erzeugen, aus der gar nichts außer nur noch mehr Confusion und endlich das eitle Chaos hervorgeht.

Wie rasch sind die Franzosen über den doctrinären Liberalismus mit idealistisch-kosmopolitischer Schminke hinweggehüpft, der in den zwanziger Jahren als Waffe gegen die schwarze und weiße Reaction der legitimen Pfaffen und Junker so gute Wirkung that. Als beide vorläufig, die letzten vielleicht für immer, durch die Juligewitter weggesegt worden, wurde auch die Waffe, die gerade für sie geschliffen war und zu nichts anderem taugen konnte, sofort zerbrochen und zu etwas anderem eingeschmolzen. Wir aber zehren noch heute in unzähligen Bestandtheilen unseres politischen, socialen, national-ökonomischen Denkens und Handelns von jenem Unterricht, den wir in der Schule der Guizot, Lafayette, Royer-Collard, Sey &c. heimgetragen haben. Aber wir ließen auch die Zeit des Julikönigthums nicht ungenützt verstreichen: der nüchterne Egoismus dieser Periode, ihre durch und durch und bis zum Entsetzen des Geistes practischen und verständigen Tendenzen, die in ein System gebrachte materialistische Philistrität haben wir nach unserer Art mit gläubigem Enthusiasmus als den Ausbau aller menschlichen Weisheit herübergebracht und glauben noch heute, neben den idealistischen Seifenblasen des Doctrinarismus an ihre absolute und ewige Wahrheit. Außerdem aber auch

noch alles andere, was dort an der Seine als leichtes Nebelbild bei Sonnenaufgang in die Luft stieg, um schon gegen 9 Uhr von der Sonne des Tages völlig verflüchtigt zu werden, alle die Phantasmagorien der verschiedenartigsten radicalen Welt- und Völkerbeglückungs-Propheten und Prophetinnen: alles das, was dort als eine Comödie, als eine Posse spielte und amüsirte, ist bei uns ehrbar, schwer und massig sitzen geblieben und arbeitet fort in dem Kreislauf unserer Säfte. Endlich das Kaiserreich und seine sprichwörtliche Corruption: Frankreich hat sie ertragen und ist jetzt, nachdem es sie durch eine seiner gewöhnlichen leichten Hautkrankheiten, die man Revolutionen nennt, los geworden ist, gesünder, d. h. mehr Frankreich als je. Wir aber stecken mitten drinnen und es ist noch gar nicht abzusehen, ob nicht diese letzte Dosis französischen Nahrungs- und Bildungsstoffs unsern deutschen Magen auf immer ruiniert hat. Jedenfalls stimmen wir dem Verfasser des Buches, das uns diese Gedankenreihen erzeugt, vollkommen bei, wenn er sagt: „Die französische Gesellschaft, krank, wie sie ist, enthält keinen Stoff des Verderbens, der nicht auch in unserm Organismus auf den günstigen Augenblick der Entwicklung lauerte: und das Eintreten solches verhängnißvollen Augenblicks zu verhindern, wird der bescheidenen und gründlichen Vorsicht immer besser gelingen, als dem dithyrambischen Siegesjubel.“ Wir wünschten, dieser Schlusssatz träte zu, dann wären wir geborgen oder wenigstens einigermaßen sicher, denn von dithyrambischem Siegesjubel haben unsere Ohren in Deutschland 1870, 1871, 1872 oder gar 1873 nichts vernommen. —

H. Rückert.

## Die deutschen Hilfsvereine in der Schweiz.

Aus sehr geringen Anfängen haben die deutschen Hilfsvereine der Schweiz sich heute zu einer Bedeutung erhoben, die wir im Nachstehenden zu schildern gedenken. Seit zehn Jahren ist die Centralisation dieser Hilfsvereine durch die ganze Schweiz gelungen. Lange vorher schon hatten sich die Deutschen Zürichs zu einem deutschen Hilfsverein zusammengeschlossen und dadurch anderen Städten erst zur Nachahmung gedient, dann den Gedanken einer einheitlichen Organisation des deutschen Hilfsvereinswesens durch die ganze Schweiz mit größtem Erfolg angeregt und durchgeführt. Für den Kenner der damaligen Stimmungen und Verhältnisse namentlich der deutschen „Flüchtlinge“ im „Exil“ ist diese Leistung der höchsten Anerkennung werth. Denn schon wir Deutschen im Vaterlande haben den politischen Gegner um jene Tage des